Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1915

230 (2.10.1915) Unterhaltungs-Beilage

Visual Library

Karlsruhe, den 2. Okt.

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 230 — 1915

Legende und Phrase.*)

Die Kriegslegende ist des Spießers altverbrieftes Recht. Sie läßt sich bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verfolgen. Damals sollte nach den Berichten der Berliner Presse Friedrich der Große am Abend der Torgauer Schlacht auf einem Ritt mutterseelenallein in ein Schloß gekommen sein, das voll versprengter österreichischer Offiziere steckte. Der König sei eingetreten und habe durch seine Entschlossenheit die Feinde glauben gemacht, seine ganze Stabswache zum mindesten sei mit ihm. Den wahren Sachverhalt findet man in Friedrichs Werk über den Krieg also dargestellt: Er sei am Abend über das Schlachtfeld durch den Wald der Torgauer Heide geritten und habe eine Menge weithin leuchtender Lagerfeuer bemerkt, die er und seine Umgebung sich nicht haben erklären können. „Einige Husaren,“ erzählt er selbst, „wurden zur Erkundung ausgeschickt und brachten die Meldung, rings um die Feuer säßen Leute teils in weißen, teils in blauen Uniformen. Nun wurden zur genaueren Informierung Offiziere abgesandt, und schließlich erfuhr man eine seltsame Tatsache, die in der Geschichte wohl ohne Beispiel dasteht. Die Soldaten beider Armeen hatten hier im Walde Zuflucht gesucht und unter sich ausgemacht, sie wollten die Entscheidung zwischen Preußen und Oesterreichern in voller Neutralität abwarten, sich dem Ausfall des Schlachtenloses fügen und dem Sieger sich ergeben.“

Das ist glaublicher und für die Wesensart des Soldaten von damals wohl auch kennzeichnender. Aber wie der Spießer von heute, brauchte der von damals einen kerzenerleuchteten Saal mit zechenden Offizieren, einen ebenso verblüfften wie geistesgegenwärtigen König, die Gefahr einer Staatskatastrophe am Abend einer siegreichen Schlacht; er brauchte, mit einem Wort, kitschiges Theater in der Geschichte, und modifizierte sie sich entsprechend.

In unseren Tagen ist das krasseste Beispiel die Schlacht bei Tannenberg. Deren Grundidee hatte Hindenburg angeblich schon lange ersonnen, indem er in seinen Urlaubstagen (der Schmock sprach von einer Sommerfrische) mit einem geliehenen Geschütz die Tragfähigkeit ostpreußischer Moordecken erprobte. So habe er sich, raunt es heute noch, eine genaue Kenntnis von allen Seegründen und Morästen verschafft und schließlich mit vieler List und Tücke die Russen hineingetrieben. Viele, viele Tausende der Opfer, versinkende und ertrinkende Menschen und Pferde hätten so laut geschrien, daß alle, die es hörten, nervenkrank geworden seien, und daß Marcell Salzer vor sein Publikum mit einem Gedicht trat, worin viel von jenem Sumpf die Rede war, der die Russen mit Stil und, schon des Reims wegen, auch mit Stumpf ausgetilgt habe. Nun liegt die Sache so. Die Tannenberger Verluste der Russen sind ganz ungeheuerlich. Aber erstens reisen alte Exzellenzen nicht in Sommerfrischen, zweitens kennen sie das Gewicht des deutschen Feldgeschützes und karren es nicht unnötigerweise zur Ergötzung der Landbevölkerung durch Moräste, über deren Verhältnisse jede deutsche Katasterbehörde gründlich und schnell Auskunft erteilt. Zweitens aber gibt es bei Tannenberg nur sehr wenig Sümpfe, und endlich sind in der dortigen Schlacht nach dem Zeugnis der zuverlässigsten Augenzeugen überhaupt keine Russen ertrunken; wenigstens nicht in Massen. Leute, die Wasser im Rücken haben und unter vernichtendes Feuer genommen werden, pflegen nämlich die Kapitulation einem völlig witzlosen Sprung ins Wasser vorzuziehen; und so sind die Riesenverluste der Russen eben Kapitulations- und Feuerverluste gewesen. Aber der Spießer brauchte auch für dieses Ereignis die Staffage und die Komparserie des Theaters: den Feldherrn, der alles seit Jahren hat kommen sehen, geheimnisvoll geliehene Kanonen und, weil Ostpreußen weit ab liegt und man selbst es nicht mit anhören mußte, schreiende Pferde und Menschen. Und weil er es brauchte, kam eines Tages der Schmock und machte fünfundzwanzig jener aktuellen Zeilen daraus, die die Beschäftigung mit den ehernen und meistens höchst untheatralischen Tatsachen der Geschichte ersparen. Friedrichs des Großen „Siebenjähriger Krieg“ ist ebenso unpopulär wie Moltkes Werk über den Deutsch-Französischen Krieg. Weil beide Bücher, wundervoll in den klaren und unsentimentalen Bauten ihrer Schlüsse, an Staffage und Komparserie kühl lächelnd wie einst im Leben ihre Verfasser vorübergehen.

So serviert der Stammtisch uns heute in bedenklicher Verdünnung die Ereignisse des Krieges. Gehts den Figuren dieser Ereignisse etwa besser? Die stellt sich der Daheimgebliebene so vor, wie sie leider durch die Reliefs unserer vielen Siegessäulen verewigt sind. Junge Männer, die sich beim Ausmarsch so benehmen, wie Disziplin und soldatischer Anstand verbieten. Männer mit Bart in den besten Jahren, die bei der Heimkehr auf offener Straße und mitten in der Marschkolonne ihrer Frau um den Hals fallen und sich regelmäßig von ihren kleinen Buben das Gewehr tragen lassen. Von diesen metallenen Modellen leitet man sich heute zu Hause den lebenden Menschen ab: den Feldgrauen, der draußen von seinen Kameraden mit „Held“ angeredet wird, ständig nach einer Gelegenheit sucht, den Heldentod zu sterben, andrerseits aber in komfortablen Schützengräben dafür sorgt, daß der „Humor zu seinem Rechte kommt“, und schließlich, wenn er erholungsbedürftig oder verwundet heimkehrt, doch „so rührend bescheiden“ ist, wie der Spießer erwarten darf. Man kennt das ja alles zur Genüge. Und wo an den Bildern noch Einzelheiten fehlen, zeichnet sie geschwind Ludwig Ganghofer ein (der nach einer gewissenhaften Statistik in jedem seiner Feldpostbriefe durchschnittlich dreimal „in stummer Ergriffenheit die Kappe zieht“).

*) Wir entnehmen diesen Artikel der Berliner Zeitschrift „Die Schaubühne“ (Herausgeber Siegfried Jacobsohn). „Die Schaubühne“ gehört zu den wenigen Erscheinungen des deutschen Zeitungsmarktes, die sich auch während des Krieges den kritischen Sinn für die Uebel des eigenen Landes nicht haben trüben lassen.

Aus Feldpostbriefen.

* **Eine Fahrt nach Ostende.** Ein Karlsruher Lassalleaner und Parteigenosse berichtet über seinen Aufenthalt in Belgien wie folgt:

Nr. 4253.] Brüssel, 7. September.

Letzten Sonntag haben wir, ich und mein Freund Sch., einen Ausflug nach Brügge und Ostende gemacht. Zwei Städte, nur wenige Kilometer voneinander entfernt, aber in ihrem Aussehen grundverschieden. Brügge alt mit sagenumwobenen Gebäuden, Ostende jung, mit komfortablen Prunkbauten und Hotels. Beide sind jetzt deutsche Garnisonen. Am Samstag abend fuhren wir mit dem Schnellzug nach Brügge. Ein Soldat des Eisenbahnerregiments, das hier in der Nähe der Meeresküste, wie auch hinter der Front den ganzen Eisenbahnbetrieb leitet, wies uns an die Kommandantur zwecks Erlangung von Nachtquartier. Da tappten wir nun in dem stockfinsteren Brügge umher und suchten die angewiesene Dienststelle. Nach langem Hin und Her wurden wir von einem Posten angerufen und waren zufällig an den gesuchten Platz geraten. Auf der Schreibstube fertigte ein Marinesoldat die Quartierzettel aus. Auch uns wurde ein solcher für das Hotel „Belfroi“ ausgestellt. Aus verschiedenen Gründen zogen wir es jedoch vor, nicht in das Hotel, sondern in das dem Hotel den Namen gebende alte Gebäude zu gehen. In diesem Gebäude sind große Hallen, die mit Holzgestellen und Strohsäcken versehen, als Massenquartiere für „durchreisende“ Heeresangehörige dienen. Ein Marinesoldat gab jedem dazu zwei Decken. Wir gingen leider leer aus, da wegen allzu starker Belegschaft an diesem Abend die Decken nicht reichten. So froren wir eben die Nacht durch bis der Tag graute. Nach kurzer Toilette im Hofe am Brunnen wurde das Gebäude besichtigt, das mit seinem Hofe einen düsteren Eindruck macht. Der Turm, der die Hallen gewaltig überragt, ist 84 Meter hoch und hat ein herrliches Glockengeläute. Erwähnenswert an hervorragenden Baudenkmälern sind unter anderen der Justizpalast, das Rathaus, die verschiedenen Kirchen usw., die alle reiche Kunstschätze bergen. Leider war die Zeit zu kurz, um alle die Werke alter Kunst zu besichtigen. Einen schönen Anblick bieten die vielen Kanäle, die die Stadt durchziehen. Träge fließt das Wasser und nur einige Schwäne geben den träumenden Wassern etwas Leben. In der Glanzperiode Brügges, vom 11 bis 13. Jahrhundert, der Glanzzeit der Hansa, mögen die Kanäle wohl ein belebtes Bild geboten haben.

Bald wurde es Zeit zum Aufbruch nach Ostende. Ein Traum langer Jahre sollte in Erfüllung gehen, nämlich das Meer zu sehen. Wer von uns, an dessen Wiege Fortuna nicht Pate gestanden hat, hätte nicht schon den Wunsch gehabt, Ostende zu sehen, von dessen Leben während des Sommers so viel und überall geschrieben wurde? In einer Stunde sollte der Traum Wirklichkeit werden. Schade, daß uns der schreckliche Krieg die Möglichkeit schaffen mußte, da eine Stunde zu sein, wo andere zu Friedenszeiten ihr halbes Leben verbringen. Nach der Ankunft gings sofort zum Strande. Welches Leben herrschte da. Die Badegäste waren unsere Feldgrauen, die zum Teil von der Front aus den Schützengraben kamen, um sich hier aufzufrischen. Vor des Belgierkönigs Schloß stehen die Gewehrpyramiden und hier verzehrten die Soldaten zwanglos ihr mitgebrachtes Mittagsmahl. Das Bild stach merklich von dem Badeleben ab, das die Ansichtskarten allgemein darstellen. Doch den sich immer wieder überschlagenden Wellen der Nordsee ist es gleich, wer sich in ihrem Schaume tummelt. Leider war die Straße den Strand entlang gesperrt. Ein Wachtposten verriet uns, daß in der Nähe des Kurhauses Minen angetrieben seien, deren Explosion jederzeit erfolgen könne. Das war zu begreifen. Doch begriff ich nicht, warum man uns verwehrte, einen Unterstand einer schweren Batterie zu besichtigen, an dessen Sehenswürdigkeiten schon geraume Zeit einige Damen des Roten Kreuzes ihre Neugierde befriedigten.

Nach einem zu „Badepreisen“ eingenommenen Mittagessen wurde die Elektrische aufgesucht, die uns nach Blankenberge und Zeebrügge bringen sollte. In der Nähe des Bahnhofes standen die zwei Züge schon bereit. Ein Motorwagen mit je drei Anhängern. Fürwahr ein idealer Eisenbahnbetrieb. Ein Soldat der Marine ist Wagenführer und der bildet für den ganzen Zug das Personal. Man steigt ein und fährt los, kosten tut es nichts. Kein Schaffner und keine Schaffnerin kommt. Die Wagen sind gestopft voll. Man steht auf dem Trittbrett, auf den Puffern und fährt so an die 30 Kilometer. Niemand stört sich daran. An den Stationen wird auch nicht ausgerufen. Wer aussteigen will, der sputet sich, denn der blaue Wagenführer hats eilig, er fährt gleich wieder los. Es ist eine schöne Sache, so hinter den Dünen entlang zu fahren. Zunächst geht es über den Kanal, der zum Hafen von Ostende führt. Ein Blick auf ein im Schwimmdock liegendes Unterseeboot ist für uns etwas Ueberraschendes. Hinter den Dünen Sandhügel von der Höhe eines etwa einstöckigen Hauses, sind die Eingänge zu den Batterien; alles schön sauber. Die Soldaten, die dort die Wache halten, haben ja Zeit, denn die Engländer lassen lange auf sich warten. Sie tun gut daran. Die ganze Strecke bis zur holländischen Grenze ist nämlich eine Festung. Gleich an der Stadtgrenze Ostendes nach Norden machte mich ein Marineartillerist auf ein Soldatengrab aufmerksam, in welchem ein Major und ein Hauptmann liegen. Offiziere saßen einstmals vergnügt bei einer Geburtstagsfeier in einem Hause hinter der Düne, als eine Granate einschlug und die beiden tötlich traf. Ein tragisches Geschick! Die Elektrische läßt uns dann Blicke in schön ausgestattete Unterstände werfen. Da sind welche, deren Eingänge Blumenbeete zieren. Die Wände sind mit Plättchenbelag versehen, wie die Küchen besserer Haushaltungen. Ueber dem Eingang prangt die Aufschrift „Zur Zauberhöhle“. Den Zugang zu einer Batterie flankieren zwei auf kleinen Obelisken stehende Minenbehälter als Blumenvasen. Auf dieselben hat, wohl ein Freund von Annektionen, den Reim gemalt: „Wir sind hier — hier bleiben wir!“ Manche Baracken sind auch wirklich so wohnlich gemacht, als ob deren Inhaber ihr ganzes Leben hier am schönen Strand bleiben wollten. Hart an der Bahnlinie fällt der Blick auf unsinnig schwere Mörser. Die Dinger sehen aus, als ob sie in aller Ruhe den „Dingen, die da kommen sollen“, entgegensehen könten.

Bald waren wir in Zeebrügge-Mole. Wieder eine Enttäuschung. Seit der vor wenigen Tagen erfolgten erfolglosen Beschießung durch eine englische Flotille war das Betreten der Mole verboten. Dieselbe ist eine kolossale Mauer aus Eisen, Stein und Beton, die sich als mächtige Sichel weit in die Nordsee erstreckt, so einen großen geschützen Hafen bildend. Von dieser mächtigen Anlage, die mit Schienensträngen und Hebekranen usw. versehen ist, erhoffen die Brüggener ein Wiederaufleben ihrer alten Handelsstadt. Der schnurgerade Kanal Brügge-Zeebrügge mündet in das Molenbecken und ist so Schiff- und Eisenbahnverbindung mit Brügge hergestellt. Landeinwärts sind die zusammengeschossenen Häuser vom kürzlichen Bombardement sichtbar. Nachdem zum Andenken am Strande einige Muscheln gesammelt waren, führte uns ein Soldat in die Kantine. Ein ganz neuerbautes Hotel am Strande gab die Räumlichkeiten dazu ab. Das Bier, gebraut in dem schönen Mäing, für 15 Pf. der Schoppen, war preiswert. Wäre mehr Zeit gewesen, wir hätten einige mehr davon übernommen. Den Stoff, den die Brauer in Brügge-Ostende fabrizieren, bringen wir Süddeutsche nämlich nicht gut über den Gaumen. Die Wirte lassen sich in Brügge und Ostende 30—35 Pf. für deutsches Bier bezahlen, ein hoher Preis für ein „unchargiertes“ Soldateneinkommen. Nach Rückkunft in Ostende statteten wir nach einem Rundgang dem Marineheim einen Besuch ab. Es ist alkoholfrei, aber doch immer voll und man hat einen Kampf bis man seine Tasse Kaffee erobert hat.

Damit war die kurze aber an reichen Eindrücken nicht mangelnde Fahrt am Ende. Wir werden zeitlebens Ostende in Erinnerung behalten. O. Sch.

Vermischtes.

Der Pfirsich. Malum persicum (persischer Apfel) hieß bei den alten Römern der Pfirsich. Das Wort persicus spielte bei den Römern dieselbe Rolle, wie die Bezeichnungen „spanisch“ und „türkisch“ heute noch bei uns und bei anderen Völkern Mittel- und Westeuropas. Das spanische Rohr, die spanische Fliege sind nicht in Spanien zu Hause; wir haben sie aber gleich vielen anderen Dingen, die wir als „spanisch“ bezeichnen, durch Vermittlung der Spanier kennen gelernt. Der Mais, der vielfach „türkischer Weizen“ genannt wird, ist aus Amerika zu uns gekommen; die Heimat des „türkischen Flieders“, dem man in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes zur Unterscheidung von unserem heimischen Flieder, dem „Fliedertee-Flieder“, diesen Namen gibt, ist Persien. Die Heimat des Pfirsichs ist China; er ist auf dem Wege über Persien und Kleinasien nach Rom gekommen und wurde vom ersten vorchristlichen Jahrhundert ab in Italien angepflanzt. Auch die lateinische Bezeichnung des Pfirsichs als Apfel (malum persicum) ist wenig zutreffend: die Frucht hat zwar eine apfelähnliche Form, sie gehört aber zu den Steinfrüchten und nicht zu dem Kernobst. Die Italiener nennen sie pesca, die Franzosen pêche und die Engländer peach. Diese Bezeichnungen gehen selbstverständlich auch auf den lateinischen Namen zurück, der aber hier darin viel schwerer zu erkennen ist, als in der deutschen Benennung „Pfirsich“. Auch aus manchen anderen Bezeichnungen unserer Sprache kann man ersehen, daß diese den fremdsprachigen Ursprung von Worten viel treuer festhält, als dies in anderen modernen Sprachen der Fall ist. Die Wiedergabe des lateinischen p in persicum durch pf in der Bezeichnung „Pfirsich“ läßt uns erkennen, daß die Uebernahme der Frucht und des Wortes von den Römern bei uns schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gleichzeitig mit Wörtern wie Pferd, lateinisch paraveredus, Pforte (porta), Pfalz (palatium) erfolgt ist. Spätere Entlehnungen dieser Art geben das lateinische p im Deutschen ebenfalls durch diesen Buchstaben wieder, wie die nochmalige Entlehnung von palatium als Palast zeigt. . . . Die Pfirsiche sind in diesem Jahre bei uns erheblich teurer als in früheren Jahren; das kommt natürlich daher, weil infolge des Krieges ein großer Teil der bisherigen ausländischen Zufuhren fehlt. Die Pfirsiche, die bei uns gegenwärtig auf dem Markte erscheinen, stehen aber in Bezug auf Wohlgeschmack und Aroma in nichts den ausländischen Früchten nach. Eine deutsche Sorte ist auf jeden Fall allen ausländischen Pfirsichsorten überlegen: es ist dies der sogenannte „Proskauer Pfirsich“, der seinen Namen nach dem bekannten staatlichen pomologischen Institut in Proskau (Oberschlesien) führt, in dem er zuerst gezüchtet wurde. Alle Gärtner, die diese Sorte angepflanzt haben, sind von dem Ertragsreichtum, von der Güte, dem Wohlgeschmack und dem Aroma der Früchte außerordentlich befriedigt. Es ist also dem Anbau des Proskauer Pfirsichs die weiteste Verbreitung zu wünschen. Hoffentlich beherzigt man bei uns die Lehre, die uns dieser Krieg auf dem Gebiete unserer Obst- und Gemüseversorgung erteilt hat. Unser Vaterland ist sehr wohl imstande, fast den gesamten Bedarf zu decken, den wir in diesen wichtigen Nahrungsmitteln haben. Die vielen Millionen, die vor dem Kriege für Gemüse und Obst ins Ausland gewandert sind, können auch nach dem Kriege sehr gut unserem Lande erhalten bleiben.

* **Keinen Schuß Pulver wert!** Soweit ein Gewehrschuß in Betracht kommt, wird das Sprüchwort noch lange seine Geltung haben. Sowie man aber in die größeren Geschützkaliber gerät, wird man immer nach dem Objekt fragen. So sind neuerdings Angaben über die Neuausrüstung der spanischen Küstenartillerie bekannt geworden, die das grausam bestätigen. Es kommen da 24 Zentimeter-Kanonen und Kruppsche 38,1 Zentimeter-Kanonen in Betracht. Bei der erstgenannten kostet, die Abnutzung des Geschützmaterials außer acht gelassen, jeder Schuß 1070 Mk., bei der 38,1 Zentimeter-Kanone aber 4211 Mk. Bei einem einstündigen Gefecht können unter vollständiger Ausnutzung der Gefechtskraft der Batterien bei einer 24-Zentimeter-Viergeschützbatterie 720, bei einer 38,1 Zentimeter-Zweigeschützbatterie 180 Granaten abgegeben werden. Die Kosten dafür betragen also bei Berücksichtigung aller Posten (Anschaffungs- und Tilgungskosten, Wartung, Munitionsverbrauch usw.) mehrere Millionen Mark. Man kann sich danach ein ungefähres Bild von den Kosten des Dardanellenkampfes machen.

Heiteres.

* **Falsch angebrachtes Entgegenkommen.** Die gnädige Frau hat ein Herz für unsere Krieger. Wenn zum Beispiel ein Verwundeter in die Elektrische einsteigt, kann nichts in der Welt sie abhalten, ihm ihren Platz anzubieten. Aber unlängst wehrte sich einer verzweifelt. Mit Gewalt mußte sie ihn auf ihren Sitz niederdrücken. „Das gehört sich einfach so!“ erklärte sie schlicht. Der Soldat sah sie mit schmerzverklärtem Gesicht an. „Schön!“ stöhnte er, „aber mit Leuten, die hinten 'n Stücker fünf Granatsplitter haben, sollten Sie eijentlich 'ne Ausnahme machen!“